

## Eine andere Welt

Die Mauer hinter der Tankstelle ist so hoch, dass sie gerade noch den Blick auf die verrosteten Wellblechdächer und ein paar Fernsehantennen freigibt. Hier stellen wir das Auto ab. Das soll sicherer sein für den Lack, die Scheiben und den Inhalt, sagt Sue.

Als wir die Türen öffnen, umgibt uns sofort die drückend heiße Masse, die für einen Augenblick die Atemwege blockiert. Ein hoch konzentriertes Gemisch aus Abgasen, Qualm und Staub.

An der Ortigas entlang, vorbei an dunklen, zur Straße hin offenen Lädchen, suchen wir unseren Weg über Öllachen, Müllhäufchen, Pfützen und zum Verkauf ausgelegten Stahldraht bis zur Kreuzung. Die Blicke der am Straßenrand auf Bus und Jeepney wartenden Leute sind auf uns gerichtet, während ich unbeholfen hinter Sue her über den Gehweg stelze. Ob es zum Teil dieselben Leute sind, die mir schon einmal nachblickten? Bis hierher ging ich damals auf der Suche nach dem Auto nach meiner „Sitzung“ an der Tankstelle. Hier saß ich im Jeepney, der nach rechts abbog zu einem kostenlosen, aber dennoch ungewollten Ausflug zum Markt. Hier stieg ich dann schließlich in den richtigen Jeepney, der mich nach Brookside Hills brachte. Unwillkürlich werden für mich all diese ersten Erlebnisse wieder wach.

Pasig-Boulevard nennt sich die Straße, die von der Ortigas aus zum Markt führt und in die auch wir jetzt einbiegen. Hier gibt es keinen Gehweg mehr. Auf der rechten Seite liegt der Müll bis zur Mitte der Fahrbahn, auf der linken beansprucht eine Schrotthandlung den ganzen Schlammstreifen zwischen der ersten Häuserreihe und dem betonierten Teil der Straße.

Müll, Schlamm, Schrott, Staub, rostiges Wellblech, von Regen und Sonne gebleichtes Sperrholz, spielende Kinder – alles verbindet sich zu einem eintönigen Graubraun. Farbliche Abwechslung bietet nur die Wäsche, die an Drähten, Büschen und Zäunen hängt, und ein Coca-Cola-Schild, das ein kleines Lädchen ziert.

Eine Pumpe am Straßenrand, umgeben von Plastik- und Blechgefäßen verschiedener Form und Größe, ist Treffpunkt für Jung und Alt. Hier wird Wasser geholt, gebadet, erzählt und gespielt. Daneben stehen einige Kisten mit leeren Pepsi-Flaschen. Ein kleines Schild an einem ungefähr zwei Meter hohen Eisenrohr, beides dem Rost hoffnungslos zum Opfer gefallen, weist darauf hin, dass zwischen Pumpe und Pepsi-Kisten ein Weg sein muss.

„Sampaguita-Straße“ ist mit weißer Farbe über den Rost gepinselt, doch dieser wohlklingende Name und vor allem die Bezeichnung „Straße“ erscheinen mir etwas unpassend für diesen kaum sichtbaren, nicht mehr als einen Meter breiten Pfad. Auf der Sampaguita-Straße tauchen wir ein in das grau-braune Labyrinth.

„Dies ist der Rodriguez-Compound!“, ruft Sue mir zu, ohne sich umzudrehen („Compound“ bedeutet in diesem Zusammenhang so viel wie „Bezirk“). Wir müssen hintereinander hergehen und gleichzeitig auf unseren Kopf und unsere Füße achten. Auf unseren Kopf, weil wir größer sind als die meisten Filipinos und weil Wellblechdächer und Wäscheleinen auf philippinische Größen abgestimmt sind; auf die Füße, weil der ohnehin sehr schmale Gang feucht, glitschig und von übel riechenden, offenen Abflussgräben durchzogen ist.

Der Boden scheint hier nie richtig zu trocknen, weil das Abwasser in den Gräben – und nicht nur dort – steht, anstatt zu fließen, und weil die Sonne, die sonst im Allgemeinen hier sehr intensiv strahlt, selbst am Mittag, wenn sie senkrecht steht, die Erde nicht erreicht. Ich fühle mich fast wie in einer Höhle in diesem schmalen Durchgang, in den kaum ein Lichtstrahl fällt. Es ist, als würde sich hinter und über uns die Sperrholz- und Wellblechmasse schließen.

Die Häuser haben keine Fensterscheiben. Durch die Öffnungen in den Sperrholzwänden kann man in die dunklen, feuchten Wohnungen blicken, die zum Teil noch tiefer liegen als die Sampaguita-Straße.

Dies ist wirklich eine andere Welt als Brookside Hills oder Vista Verde, wo die Häuser aus Stein und Beton sind, weiß verputzt,

mit Gittern und Moskitodraht vor den Fenstern zum Schutz vor Eindringlingen jeder Art, mit schönen, dekorativ bepflanzten Vorgärten, weiten und gepflegten Rasenflächen und kunstvoll gestalteten schmiedeeisernen Toren; wo die Straßen breit, glatt betoniert und mit Kokospalmen umsäumt sind und wo ein bewaffneter, uniformierter Pförtner die Einfahrt bewacht.

Unzählige hübsche, neugierige Gesichter erscheinen in den dunklen Luken und mustern uns mit ihren großen, schwarzen Augen.

„Hey, Joe!“, ertönt es aus allen Richtungen. So wird jeder gerufen, der wie ein Amerikaner aussieht, besonders dort, wo Ausländer noch selten sind. Es ist nicht böse gemeint. Wir fassen es als eine Art Gruß auf und reagieren mit einem Lächeln und dem Hochziehen der Augenbrauen, der freundlichsten Art, einen Gruß zu beantworten.

Der Pfad wimmelt von Katzen, Hunden, Hähnen und Kindern. Viele der Tiere sind abgemagert. Die Hunde leiden an einer Hautkrankheit, bei der sie die Haare verlieren und sich mit den Zähnen am blutigen, verkrusteten Fell kratzen. An zahlreichen Kinderbeinen sehe ich große, eiternde Wunden, wahrscheinlich entzündete Moskitostiche, infiziert durch das Spielen in den stehenden Abwässern. Manche der Kinder, Jungen und Mädchen, sind kahl geschoren, mit dicken Krusten langsam abheilender Wunden auf der Kopfhaut. Ein kleines Mädchen mit einer offenen Hasenscharte sitzt auf dem Holztreppchen vor einem Hütteneingang. An einer anderen Stelle sucht eine Mutter Läuse in dem zerzausten Schopf ihrer Tochter. Die kleinen Kinder sind nackt, die größeren tragen zerrissene, verwaschene T-Shirts. Die einen laufen barfuß, die anderen haben „Tsinelas“, billige Gummischlappen, an den Füßen; meist nicht zusammengehörige Paare, sondern Einzelexemplare in verschiedenen Größen und Farben.

Nach rechts biegen wir in die Dahlia-Straße, die diese Bezeichnung ebenso wenig verdient wie die Sampaguita-Straße. Nach einigen Metern jedoch wird es heller. Mitten im Häuser- und Hüttengewirr ist ein Basketballplatz, der, wie Sue sagt,

irgendwann einmal vor einer Wahl vom Bürgermeister angelegt wurde, um sich die Stimmen der basketballbegeisterten Bewohner zu sichern. Die Bretter, an denen die Körbe befestigt sind, tragen seinen Namen. Ein Maschendrahtzaun schützt die Häuser an beiden Enden des Spielfeldes vor fliegenden Bällen. Wäsche hängt zum Trocknen am Maschendraht und am Stahlrohrgestell der Körbe. Ebenfalls am Maschendraht aufgehängt und mit einem Bambusrohr hochgestützt, dient ein Reissack einer Gemüseverkäuferin als Sonnenschutz. Der Basketballplatz ist der einzige Ort im Rodriguez-Compound, an dem es nicht eng ist; und hier bekomme ich zum ersten Mal einen Eindruck davon, wie viele Menschen in diesem Gebiet wohnen müssen. Sie quellen förmlich aus den engen Häusern und füllen den Platz. Der größte Teil des Platzes wird von spielenden und tobenden Kindern eingenommen. Am Rand stehen, hocken oder sitzen Gruppen von lebhaft miteinander redenden Frauen und Biertrinkenden Männern. Die unübersehbare Menge der Menschen wirkt auf mich bedrückend, fast beängstigend.

Auf der rechten Seite der Dahlia-Straße, im Schatten des Zaunes, wohnen wohl die Ärmsten. Formen, die an Häuser im eigentlichen Sinne erinnern könnten, sind hier nicht mehr zu erkennen. Ein „Patchwork“ aus durchgerostetem Blech, Plastikfolie, Reissäcken, Pappe und alten Autoreifen – das sind hier die Baumaterialien.

In einer Wohnung, die auf zwei Seiten überhaupt keine Wände besitzt, hockt eine junge Mutter auf einem Brettergestell, das, wie das zurückgeschlagene Moskitonetz erkennen lässt, auch als Bett benutzt wird. Sie stillt ihr Kind. Eine alte, abgemagerte Frau mit tiefen Falten in den eingefallenen Wangen hockt neben dem Gestell auf dem unebenen, stellenweise schlammigen Lehm Boden vor einer Kochstelle – einem Feuer zwischen drei Steinen, auf denen ein Reistopf steht.

Das nächste Haus ist nur etwa brusthoch. Sein Dach ist aus mehreren Lagen verschiedenster Materialien zusammengebastelt und mit großen Steinen beschwert worden.

Wir lassen den Basketballplatz hinter uns und tauchen erneut in einen anderen Teil des Labyrinths. Hier reagieren die Menschen anders auf unser Erscheinen. Das „Hey, Joe“ ist verstummt. Kinder laufen herzu und hängen sich gleichzeitig an Sues und meine Hände.

„Ate Sue!“, rufen sie. Ate bedeutet ältere Schwester. Die Kinder sind offensichtlich erfreut über unsere Ankunft, halten sich mit ihren schmutzigen Fingern an Sues Kleid fest und hindern sie am Weitergehen.

„Wie heißt du?“, fragen sie mich gleich mehrstimmig. Schnell werde ich als Kuya (älterer Bruder) Fred bekannt. „Friedhelm“ können sie nicht aussprechen. Schon bald habe ich mehr Kinder um mich herum als Sue. Der Vorteil, ihre Sprache zu sprechen, ist unschätzbar. Ich fühle mich, als hätte ich dreißig kleine Freunde auf einmal gewonnen. Sie behandeln mich nicht, als sähen sie mich heute zum ersten Mal, und ich weiß nicht recht, wie ich mich verhalten soll. Ich bin überwältigt von der fröhlichen Aufgeschlossenheit, die mir in dieser Form zum ersten Mal in meinem ganzen Leben begegnet. Ich beuge mich zu ihnen herab, streichle dem einen oder anderen über die verklebten Haare, frage nach ihren Namen, die ich natürlich gleich wieder vergesse, weil es zu viele sind. Jeder will einmal meinen Bart anfassen.

„Warum hast du denn Haare unter dem Kopf und keine oben drauf?“, will einer von ihnen wissen.

„Die sind nach unten umgezogen“, erkläre ich und ernte Gelächter.

„Bist du Gott?“, fragt ein anderer. Zunächst bin ich ein wenig erstaunt und verwirrt über diese Frage, doch dann fallen mir die vielen Jesusbilder ein, die in jedem katholischen Haushalt zu finden sind. Vielleicht hat dieser kleine Junge noch nie einen lebendigen bärtigen Weißen gesehen und glaubt nun, der, dessen Bild seine Eltern anbeten, sei ihm leibhaftig erschienen. Ich kann ihn beruhigen: „Ich bin ein ganz normaler Mensch.“

Rechts vom Weg, in der Türöffnung eines größeren, zweistö-

ckigen Hauses, sitzen einige ältere Frauen und häkeln. Sue stellt mich ihnen vor.

„Sie verdienen sich ein wenig Geld damit“, erklärt sie mir. „Das ist eines unserer Projekte hier.“

Es besteht kein Zweifel, dass das Erlebnis der „anderen Welt“ nicht nur Sues Leben veränderte, als sie damals Lulus Einladung folgte. Auch der Rodriguez-Compound ist nicht derselbe geblieben seit jenem Tag.

Und ich bin mir sicherer als je zuvor, dass auch mein Leben nun, nach der ersten Berührung mit dieser „anderen Welt“, nicht mehr dasselbe bleiben kann. Hier bin ich nicht zum letzten Mal gewesen, davon bin ich überzeugt. Intensiver als zuvor bete ich, dass Gott, wenn er uns wirklich nach Rosario senden will, die Gedanken und Pläne der verantwortlichen Missionare verändern soll.